Nr. 35. 42. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Montag, 20. Januar 1913

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Fiskalische Uebertreibungen.

Die Abneigung der Bethmannschen Regierung vor klaren Verhältnissen, der immer wiederkehrende Versuch, die nackten Tatsachen zu verschleiern, macht sich ebenso im Reich bei der Besitzsteuer und der Wehrvorlage, wie in Preußen bei den Neuwahlen zum Abgeordnetenhause und bei der Behandlung der Steuervorlage bemerkbar. Es scheint der preußischen Regierung schon wieder leid zu sein, daß sie für die preußischen Urwahlen den 14. Mai und für die Abgeordnetenwahlen den 2. Juni genannt hat. Wenigstens läßt sie jetzt erklären, daß dieser Termin noch nicht feststehe. Ebenso will man noch immer nicht zugeben, daß die Einkommensteuerreform als gescheitert anzusehen sei. Angeblich soll darüber erst später entschieden werden. Die Oeffentlichkeit wird trotzdem gut tun, ebenso mit den preußischen Pfingstwahlen zu rechnen, wie das Scheitern der Steuerreform als eine nicht mehr zu reparierende Tatsache hinzunehmen.

Ob im kommenden Landtag ein neuer Anlauf zur Korrektur der bestehenden Steuergesetzgebung in Preußen gemacht wird, das steht sehr dahin. Daß aber der jetzige Anlauf nicht zum Ziele geführt hat, dafür kann allein die Bethmannsche Regierung verantwortlich gemacht werden. Trotz des geradezu glänzenden Standes der preußischen Finanzen wollte sie sich nicht dazu entschließen, die seit einer Reihe von Jahren bestehenden, sehr drückenden Steuerzuschläge nicht etwa kurzerhand abzuschaffen — was ihr gar nicht zugemutet worden ist —, aber allmählich abzubauen. Sie läßt lieber die ganze Steuerreform auf sich beruhen, ehe sie auch nur ein wenig zur Entlastung der Steuerzahler beiträgt. Und doch ist dieser Standpunkt des reinen Fiskalismus durch die Verhältnisse wirklich nicht geboten und gerechtfertigt. Die natürliche Vermehrung der Bevölkerung und der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit des preußischen Volkes sorgen ohnehin dafür, daß die Einnahmen der Monarchie aus den direkten Steuern, wenn auch mit einigen Schwankungen, so doch fast automatisch steigen.

Dieser Tage sind die Hauptergebnisse der Einkommensteuerveranlagung in Preußen für das Steuerjahr 1912 publiziert worden. Da sie gleichzeitig eine Zusammenstellung der wichtigsten Zahlen bis zurück zum Jahre 1892 bringen, so kann man daraus ersehen, wie außerordentlich umfassend die preußische Entwicklung in den letzten zwei Jahrzehnten, soweit die steuerlichen Leistungen der Bevölkerung in Frage kommen, vor sich gegangen ist. Einige Zahlen werden genügen. Im Jahre 1892 betrug die Gesamtzahl der physischen Zensiten in Preußen 2,44 Millionen. Im Jahre 1912 war sie auf 6,91 Millionen gestiegen. Im Jahre 1892 betrug das Einkommen der physischen Zensiten 5704,38 Millionen. Im Jahre 1912 war es auf 15 239,69 Millionen gestiegen. Im Jahre 1892 betrug das Veranlagungssoll der physischen Zensiten 114,79 Millionen; im Jahre 1912 betrug es 293,69 Millionen. Das macht eine Steigerung der Zensiten seit der erstmaligen Veranlagung im Jahre 1892 um 183,7 oder durchschnittlich jährlich um 5,4 Hundertteile aus. Das gesamte steuerpflichtige Einkommen hat sich um 170,6 vom Hundert oder jährlich um 5,3 vom Hundert gehoben. Die veranlagte Einkommensteuer hat sich um 164 vom Hundert, oder im Jahr um 5 vom Hundert gehoben. Dazu kamen dann noch im Jahre 1912 nicht physische Zensiten in einer Gesamtzahl von 10 398; sie hatten ein Einkommen von 891,54 Millionen und ihr Veranlagungssoll betrug 35,84 Millionen.

Die neue Einkommensteuerreform würde die Einnahmen aus den direkten Steuern in Preußen noch wesentlich steigern. Allerdings bringt sie auch einige, wenn auch nicht sehr bedeutende Erleichterungen. So soll künftig schon der Besitz eines Kindes bis zu 1200 Mark Einkommen zur Ermäßigung um eine Stufe führen. Ferner ist die Besteuerung der Spekulationsgewinne aus dem Gesetz ausgeschaltet worden, und die kommunalen Realsteuern sollen künftig in voller Höhe abzugsfähig sein. Diese und einige andere Bestimmungen lassen es bedauerlich erscheinen, wenn die Vorlage noch im letzten Augenblick scheitert. Nur darf man nicht so weit gehen, behaupten zu wollen, daß der preußische Fiskus bei der neuen Fassung des Einkommensteuergesetzes zu kurz kommen würde. Schon die bessere Veranlagung in Verbindung mit einer strengeren Bestrafung der Steuerhinterziehung wird ausreichen, um das wirkliche Einkommen schärfer als bisher zu erfassen. Damit wächst dann auch der Ertrag der Einkommen- und in noch höherem Maße der Ergänzungssteuer von selbst.

Ist sonach mit einer weiteren Steigerung der Erträge aus den direkten Steuern zu rechnen, so fragt man sich unsonst, weshalb die preußische Regierung sich gegen die allmähliche Beseitigung der Steuerzuschläge so hartnäckig wehrt. Wie hoch sollen eigentlich die direkten Steuern in Preußen geschraubt werden, ehe die Regierung genug bekommt? Die Erfahrung der letzten zwei Jahrzehnte hat gezeigt, daß wirtschaftliche Krisen wohl gelegentlich das Ergebnis einzelner Jahre beeinflussen, aber an der steigenden Kurve der direkten Steuern nichts ändern könnten. Es liegt nicht der mindeste Grund zu der Annahme vor, daß nun auf einmal — noch dazu bei einer gleichmäßigeren Erfassung des Einkommens — ein Stillstand oder gar ein Rückgang eintreten werde. Eine innere Notwendigkeit für die Verewigung der Steuerzuschläge ist nicht vorhanden. Man wird als Grund nur die fiskalische Unersättlichkeit anführen können.

Die Aussichten des Kabinetts Briand.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 20. Januar.

Das Ministerium Briand ist gestern noch nicht fertig geworden. Heute vormittag geht der zukünftige Ministerpräsident in das Elysée, um höchstwahrscheinlich dem Präsidenten der Republik endgültig zu erklären, daß er die Bildung eines neuen Kabinetts übernehmen will. Dann erst kann er mit den Männern weiter verhandeln, die er gewinnen möchte. Der Name, der jetzt am meisten genannt wird, ist, wie schon gemeldet, Alexandre Ribot, den Briand angeblich für das Auswärtige Amt gewinnen möchte. Bourgeois will die Politik ganz verlassen; sein Sohn, der zugleich sein Arzt ist, drängt ihn dazu. Beim Kongreß zu Versailles machte Herr Bourgeois allerdings den Eindruck vorzüglicher Gesundheit. Er ist ziemlich stark geworden und bewegt sich schnell und lebendig; aber der Zustand seiner Augen verbietet ihm das Lesen bei künstlichem Licht, und auf seine Sekretäre will er sich nicht verlassen. Delcassé soll nicht Marineminister bleiben, es ist möglich, daß er überhaupt nicht mehr für das neue Kabinett verpflichtet wird; denn den meisten seiner Kollegen und auch dem zukünftigen Präsidenten der Republik ist er durch seine eigentümliche Haltung vor der Präsidentenwahl verdächtig geworden. Ganz deutlich hat Delcassé der Präsidentschaft zugestrebt und erwartet, daß ihn die Radikalen im letzten Augenblick nach dem Unmöglichwerden von Pams vorschieben würden. Er soll der Politiker gewesen sein, an den Clémenceau dachte, als er Poincaré am Donnerstag abend die Zurückziehung der Kandidatur Pams und die Aufstellung eines gemeinsamen republikanischen und nationalistischen Kandidaten vorschlug. Den letzten Sitzungen des Ministerrats unter Poincaré ist Delcassé ebenso wie Pams ferngeblieben. Sollte Delcassé in diesem Augenblick internationaler Schwierigkeiten unersetzlich erscheinen, so würde er aus dem Marineministerium in das Kriegsministerium übergehen. Auch der Name Millerand wird jetzt bereits wieder genannt. Dieser Herr, der wegen der Affäre du Paty de Clam mit Eclat aus dem Kabinett Poincarés schied, hat sein Ansehen während des Kongresses durch eine eifrige Agitation für Poincaré gutzumachen versucht. Briand hat Journalisten gegenüber erklärt, er wolle in seinem Ministerium das Maximum der Aussöhnung zwischen den Republikanern erwirken. Da nach den heftigen Kämpfen der letzten Woche eine allgemeine Erschlaffung zu spüren ist, und da sich überall der Wunsch nach Ruhe bemerkbar macht, wird dem zukünftigen Premier diese Absicht vielleicht gelingen. Selbst die bisher erbittertsten Feinde Briands zeigen sich ihm gegenüber nachgiebig. Jaurès versicherte gestern in den Couloirs der Kammer, er werde in seiner Interpellation nur fordern, daß die Wahlreform weiter betrieben werde, und daß die während des Eisenbahnerstreiks Verhafteten endlich ihre Freiheit zurückerhalten. Beides ist Briand zu gewähren entschlossen; namentlich die Freilassung der Verhafteten läßt sich beim Regierungsantritt Poincarés in Form einer Amnestie leicht durchführen.

Einberufung des türkischen Nationalrates.

(Telegramme unserer Korrespondenten.)

Konstantinopel, 20. Januar.

Die „Agence Ottomane" bereitete dem Publikum gestern in später Abendstunde noch zwei Ueberraschungen. Die erste war die Ersetzung der um 6 Uhr ausgegebenen Meldung von der siegreichen Rückkehr der Flotte durch eine zweite Meldung, nach der die Beschädigungen der türkischen wie der griechischen Flotte groß seien. Die türkischen Verwundeten sind nach Konstantinopel transportiert worden. Die zweite Ueberraschung war die Meldung, daß die Berufung des Nationalrats für Dienstag beschlossen sei, um die Antwort der Türkei zu beraten. Der „Ikdam" empfiehlt erneut, nachzugeben, da sonst der Pforte schwerere Bedingungen auferlegt werden könnten. Die „Jeni Gaseta" erklärt, alle Gefühle müßten für den Augenblick schweigen. Nur die harte Wirklichkeit dürfe betrachtet werden.

Wien, 20. Januar.

Der türkische Ministerrat verlief nach einem Telegramm aus Konstantinopel gestern sehr bewegt, und es kam wiederholt zu dramatischen Szenen. Der Kriegsminister Nasim Pascha und der Scheich-ül-Islam waren für eine Fortsetzung des Krieges. Der Großwesir Kiamil Pascha scheint aber durch seine Erklärungen eine Wendung herbeigeführt zu haben, welche die Möglichkeit weiterer Aussprachen zuläßt. Kiamil führte für eine nicht schroff ablehnende Haltung der Pforte in erster Linie die finanzielle Lage der Türkei an, die zu den schwersten inneren Konflikten führen müßte, falls die Mächte die Türkei finanziell boykottieren würden. Er teilte mit, daß alle Versuche, einen Kredit zu erlangen, mißlungen seien. Ebensowenig sei es gelungen, mit Hilfe des Khediven von Aegypten Schatzscheine in der Höhe von drei Millionen unterzubringen. Die Darstellungen Kiamil Paschas machten tiefen Eindruck.

Schutz vor Schlüsselromanen.

Von [Nachdruck verboten.]

Arthur Holitscher.

Mit Zolas Ausspruch dürfte es schon seine Richtigkeit haben. Es gibt vorläufig noch keine treffendere Auslegung als diese: Das Kunstwerk sei ein Stück Leben, durch ein Temperament hindurch betrachtet. Stimmt dies, so ist ein Schlüsselroman ein Stück Leben, gesehen durch ein Schlüsselloch. Es ist vor der Hand ganz unwichtig zu erfahren, ob der Schlüssel zum fraglichen Kunstwerk in eine Tür paßt, die dem Autor niemals offengestanden hat, oder in eine Tür, die dem Autor vor der Nase zugeschlagen worden ist. Wichtiger schon ist es, sich darum zu bekümmern, welcher Art das Temperament gewesen ist, das durch das Schlüsselloch geguckt hat.

Um im Vergleich zu bleiben, so ist es erwiesen, daß ein Temperament, mit einem Schlüsselloch zwischen sich und seinem Objekt, in weiterer Distanz zu diesem Objekt sich befindet, als wenn es selber nur als Medium aktiv gewesen wäre. Es hält sich in sicherem Versteck, dieses Temperament, kommt nicht nah an sein Objekt heran, kann es auch nicht von allen Seiten betrachten, es nicht plastisch, sondern nur flach sehen, sozusagen nur in einem ganz winzigen Gesichtskreis — die Folge sind: Unbehagen, Scham, Ausflüchte.

Niemand mag als verärgert, ganz oder niedrig gelten, am allerwenigsten ein Künstler. Der Schlüsselschmied kommt mit rotem Kopf und rußbedeckt aus seiner schwälenden Schmiede ans Tageslicht heraus und beteuert mit geschüttelten Schmuckfingern, daß es nicht so! gemeint war. Es sei nichts weniger als ein Racheakt gewesen. Es nützt ihm wenig. Er mag alle Brustöne hervorstoßen, die in seinem Kasten stehen, ein Schmunzeln wird ihm entgegengrinsen. Er mag Zitate edler Dichter, die nie an eine Rechtfertigung kleinlicher Machenschaften gedacht haben, als sie sie niederschrieben, für sich ins Treffen führen — über kurz oder lang steht er ertappt und überführt da, verraten durch sein Lebenswerk, das schwälend und rußbefleckt, entwertet und beschmutzt ist und bleibt bis ans Ende.

Natürlich, das Ethische schiert den Schlüsselschmied weniger. Mit dem verbrieften Vorrecht des Genius, Gemeinheiten tun zu dürfen, wenn sie nur durch das Talent, mit dem sie getan wurden, geheiligt sind — — Nein, ich muß mich wirklich unterbrechen. Es ist wirklich so. Ernst zu nehmende kritische Köpfe haben dekretiert, daß eine literarische Tat zweifelhaften Charakters, wenn nur ein gehöriges Maß von Talent dabei im Spiele war, gar nicht mehr zweifelhaft zu nennen ist. Daran gibt es also nichts zu mäkeln. Mit seinem selbstgeschaffenen Schilde bedeckt der Schlüsselschmied also seine ethischen Angriffsflächen, sozusagen seine menschliche Blöße, und wehrt sich ganz allein gegen den Vorwurf, als habe er schlechte literarische Arbeit geleistet. Je ansechtbarer das Menschliche seines Vorgehens erscheint, um so stärker und nachdrücklicher wird er die Kraft seines Talents betonen, die ihm sein angebliches Recht auf sein Tun verbrieft. Erst wenn man ihm beweist, daß gerade Würdelosigkeit das trittigste Argument gegen ein Talent sei, da wird er unruhig.

Jedem Kunstwerk liegt die Beobachtung von Zuständen zugrunde. Sie ist lediglich eine Vorstufe zum Erkennen der Ursachen, die sich hinter diesen Zuständen verbergen. Beim Schlüsselroman ist sie nicht Vorstufe, sondern Endziel, oder Selbstzweck, wenn man es so nennen will. Wie der Hassende blind ist, so kommt der Schlüsselschmied nicht von der Oberfläche der Dinge weg. Er ist also nicht nur ein kleiner Mensch, sondern auch ein großer Stümper. Er mag noch so viele Zitate, Parallelen, Maximen als Heftpflaster über die Sprünge seines brüchigen Talents kleben, nützt alles nichts.

Große Dichter, das heißt Menschen von überwältigendem Kaliber, haben Werke hinterlassen, die sich wie Berge des Hasses ansehen. Um nur einen der Größten unter den zeitgenössischen zu nennen: Strindberg die „Schwarzen Fahnen". Strindberg, an dessen incommensurabler Persönlichkeit noch die Maßstäbe ferner, künftiger Generationen zuschanden werden werden, hat dieses Werk übermenschlicher Tücke und titanischen Grolls aus dem Gebot und in der Proportion seiner befremdlichen Weltanschauung hinausgestellt. So zerschmetternd die Wirkung auf einzelne Beteiligte war — und ich habe einen gekannt, der buchstäblich an diesem Buch gestorben ist, es war der arme Geisterstam —, so wenig konnte Freund und Feind in dem Werk den alles überragenden Schmerz des kranken Atlas verkennen. Aus Strindbergs gesamtem Lebenswerk brüllt ja dieser Schmerz eruptiv hervor, eine einzige grenzenlose Anklage gegen Gott und die Welt. Sein erhabenes, wahrheitsdurstiges, gerechtigkeitsdurstiges Genie fand sich in dieser Welt nie zurecht, mit dem Gott dieser Welt niemals ab. Ueberall Widersprüche und Unvollkommenheiten. Gehirn, Augen und Hände blutend durch die Reibung an Ecken und Kanten dieses Erdenlebens. Strindbergs ganzes Lebenswerk war ein einziger Racheakt an der Natur selbst, die ihm wohl die Kraft zuteil werden ließ, die Menschenkraft: zu sehen, aber auch die Menschenohnmacht: nicht gutmachen zu können. Da Liebe, Freundschaft, Glück wie alle anderen Gesetze seinem Schauen nicht Stich halten konnten, versagten, Pein verursachten, rächte er sich an der Welt, indem er die Nächststehenden niederstieß, die ihm diese Pein vermittelt hatten. Sein naturwissenschaftlicher Erkenntnisdrang, der sich so unerhört und übermenschlich groß in dem „Blaubuch" manifestiert, rechtfertigt Strindberg bis in das letzte Fältchen seines vielfältigen Wesens hinein.

Die Kleinen aber wollen ihr Mütchen kühlen. Wofür? Etwa fürs Unrecht, das ihnen geschah? Ach nein. Zumeist ist es die Rache, die Bewußtheit an Naivität nimmt, Ueberlegenheit an Vertrauen. Aber es kann auch sein, daß sich bloß zwei im Kot balgen. Immerhin wird ein niedriger Mensch in einem niedrigen Menschen weit eher einen Verbündeten zu gemeinsamem Tun respektieren, als sich mit ihm entzweien. Es müssen schon große Interessen im Spiel sein bei solchem Tun. Zumeist aber liegt dem Rachebedürfnis die häßliche Untugend der Undankbarkeit zugrunde.

Warum wurde er mein Feind? Ich habe ihm doch stets Gutes getan!

Tor, eben deswegen wurde er dein Feind. Glaubst du etwa, Dankesschuld sei leicht zu tragen? Wenn du mir Gutes getan hast, gebe ich dir zu wissen, daß ich es gleich Null einschätze; daß es mir so gleichgültig ist, wie wenn du deiner Katze einen Napf Milch hingestellt hast. Hab' ich dich etwa ersucht, mir Gutes zu tun? Hättest du mir Gutes getan, wenn du mit diesem Tun nicht dir selber gedient hättest? Gutes tun hat eine ganz untergeordnete Bedeutung im Handel der Menschen untereinander. Wehre sich jeder seiner Haut, darauf kommt es im Leben an.

*

Es gibt bewährte Institutionen, die weltliche Entschädigung bieten für Schaden an Leib und Leben. Bei denen man sich versichern kann gegen Unfälle jeder Art: Einbruchsdiebstahl zum Beispiel, aber auch Kursverlust, Mieteverlust und ähnliche Unglücksfälle. Ja, auch gegen Elementarkatastrophen wie Hagelschlag und (in manchen Gegenden Amerikas, die häufig von Wirbelstürmen heimgesucht werden) gegen das Unglück, daß einem das Dach über dem Kopfe hinweggehoben, fortgeführt wird und alle Zimmer den Blicken von oben preisgegeben werden. Gegen den Schaden aber, den Schaden an Leib und Seele, alle Formen des Schadens, die der materiellen und moralischen Existenz des heutigen Menschen durch Schlüsselromane und ähnliche Kunstwerke zugefügt werden können, schützt einen kein Herrgott, wenn man sich nicht selber schützt.

Am Kamin des alten Elternhauses sitzt ein junger Knabe und belauscht die intimen Katastrophen der Familie, die er ein paar Jahre später schonungslos der Welt preisgeben wird. Das Elternhaus, das verschlossene Heiligtum des Menschen, ist vor dem Schlüsselschmied nicht sicherer als das Bureau des Theaterdirektors, in dem alle Welt aus und ein geht. In kleinen Garnisonen zusammengepferchte, arme Sklaven eines beengten und von den Konventionen noch enger zusammengeschnürten Daseins — sie figurieren in der Schauergalerie verhöhnter Menschenschicksale dicht neben den übermütigen Machthabern der öffentlichen Meinung. Drinnen die Opfer stöhnen er-